

Katrin Pieper, Berlin

Diaspora und Migration als neues Paradigma in Jüdischen Museen

Abstract

Im deutschsprachigen Raum existiert eine Vielzahl von musealen und erinnerungskulturellen Orten, die sich mit der lokalen jüdischen Geschichte sowie ihrem Endpunkt, der nationalsozialistischen Vernichtung, auseinandersetzen. Im Mittelpunkt der Institutionen – Gedenkstätten und Museen – stehen zumeist der Holocaust und die Erinnerung an ihn. Dagegen versuchen jüngere Museen, die ich die „neuen Jüdischen Museen“ nenne, andere, neue Wege zu beschreiten und Brücken zu der Zeit nach 1945 zu schlagen. In meinem Vortrag möchte ich einige davon vorstellen.

Im Zuge der New Cultural Studies wurden jüdische Lebensentwürfe als exemplarisch für diasporische und migrantische Existenzen und Erfahrungen entdeckt. Insofern gehen die neuen Jüdischen Museen immer stärker dazu über, jüdische Erfahrungen in Bezug zu setzen zu einer europäischen, transnationalen und grenzüberschreitenden Sozial- und Kulturgeschichte. Zur Zeit findet ein neues Verständnis von jüdischer Geschichte Niederschlag in den Ausstellungen. Zum einen werden Identitäten allgemein zunehmend als gleichzeitig partikular und situativ, als offen und changierend begriffen. Zum anderen finden transnationale Geschichte und die Erfahrungen von Migration und Diaspora vermehrt Eingang in das Ausstellungswesen. So legt das Jüdische Museum München mit seiner gerade eröffneten Dauerausstellung „Stimmen_Orte_Zeiten“ einen neuen Schwerpunkt auf die Gegenwart jüdischer Immigranten in Deutschland. Auch Hohenems eröffnete gerade eine neue Dauerausstellung, die individuelle Erfahrungen in den Kontext einer europäischen Geschichte von Migration stellen will, und beschäftigt sich mit Fragen der Zukunft einer europäischen Einwanderungsgesellschaft.

Ausgehend von einigen theoretischen Überlegungen und Kontextualisierungen möchte ich in meinem Vortrag beispielhaft vorführen, wie Jüdische Museen im deutschsprachigen Raum Diaspora und Migration präsentieren und dadurch jüdische Identität neu repräsentieren.

Die Dauerausstellungen Jüdischer Museen in Deutschland verlaufen nach dem immergleichen „Strickmuster“: Im Zentrum der Präsentation steht einmal das „jüdische Jahr“ mit den religiösen Fes-

ten, denen die Ritualobjekte, z. B. der gedeckte Sedertisch (Pessach) oder der Chanukka-Leuchter, zugeordnet werden. Weiter geht es zum Kapitel „jüdisches Leben“. Typische Ausstellungsobjekte hier sind das Beschneidungsmesser und der Hochzeithimmel. Es folgt als Abschluss und Höhepunkt der synagogale Ritus mit der Tora und ihrem Schmuck. Das Judentum – von dem auch eher die Rede ist als von Juden und Jüdinnen – erscheint als eine homogene Konstante. Beziehungen zur sozialen, kulturellen und regionalen Umwelt mit beidseitigen prägenden Einflüssen werden nicht behandelt. Jüdische Geschichte/jüdische Kultur ist nur Religionsgeschichte und wird – z. B. durch Themen wie Beschneidung und Schächten – exotisiert. Juden treten als eine Gruppe mit über die Jahrhunderte unveränderten Merkmalen auf.¹

So zusammengefasst lautete die recht harsche Kritik am Jüdischen Museumswesen Anfang der 90er Jahre vonseiten des Gründungsdirektors des Münchner Jüdischen Museums, Bernard Purin.

Seitdem hat sich vieles verändert. Seit nun etwa 10-15 Jahren findet ein neues Verständnis von jüdischer Geschichte und Kultur Niederschlag in vielen Ausstellungen. Dazu gehört – und das möchte ich Ihnen hier vorstellen, dass jüdische Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart in Bezug gesetzt werden zu einer europäischen, transnationalen und grenzüberschreitenden Kulturgeschichte. Jüdische Identität ist nicht mehr nur eine religiöse oder eine Opferidentität, sondern sie wird als exemplarisch für diasporische und migrantische Existenzen und Erfahrungen entdeckt.

Ich möchte Ihnen erst kurz einige Ausgangspunkte/Kontexte dieses – wie ich es nenne – neuen Paradigmas von Diaspora und Migration in Jüdischen Museen nennen und dann anhand zweier Beispiele – des Jüdischen Museums München und des Jüdischen Museums Berlin – vorführen, wie es im Museum konzipiert und zur Darstellung gebracht wird.

Ausgangspunkte

Gemein ist den ausgewählten Ausgangspunkten, dass sie Erklärungsansätze für die Entdeckung und Konstituierung von Diaspora als Paradigma neuer Jüdischer Museum liefern (können).

1. allgemeine historische Situation

Die Diaspora gilt als kollektive Kernerfahrung des Judentums und ist Schwerpunkt jüdischer Geschichtsnarrative. So wird über die jüdischen Festtage ein kulturelles Gedächtnis überliefert, in dem Vertreibung, Heimat und Exil, Diaspora die wichtigsten Koordinaten stellen. (z. B. Pessach – Gedenken an Auszug, Sprichwort „Nächstes Jahr in Jerusalem“, Laubhüttenfest, Purim.) Neben die Überlieferungsgeschichte treten die jüdischen Erfahrungen im Mittelalter, in der Neuzeit sowie – natürlich – im 20. Jahrhundert. Wie ein roter Faden ziehen sich antisemitische Verfolgung, Pogrome, Vertreibung, Diasporas, Ausgrenzung, Ghettoisierung (Kreuzzüge, Pogrome), mehr oder weniger freiwillige Assimilation durch die Geschichte. Auch nach der Shoah, dem Holocaust und mit Gründung des Staates Israel besteht die jüdische Diaspora weiter, wenn auch unter anderen Vorzeichen und Bedingungen.

2. Aktuelle Situation

Hinsichtlich jüdischen Lebens in Deutschland haben sich seit den 90er Jahren die jüdischen Gemeinden nicht nur gewandelt, sondern komplett verändert. Durch die starke Zuwanderung aus Osteuropa, vor allem der SU-Staaten erfolgte in weniger als 10 Jahren eine enorme Pluralisierung und Heterogenität

¹ Bernhard Purin: Dinge ohne Erinnerung. Anmerkungen zum schwierigen Umgang mit jüdischen Kult- und Ritualobjekten zwischen Markt und Museum, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 47(1993), S. 147-166, S. 163-164.

hinsichtlich Altersstruktur, Kulturen, Sprachen, in Religions- und Identitätsfragen. Die jüdische, ehemalige „Restgemeinde“ in Deutschland – überaltert, deutschsprachig, liberal – wurde in eine Einwanderungsgemeinde transformiert. Für Jüdische Museen, die nicht mehr nur Orte deutscher Schuld und nicht-jüdischen Gedenkens sein wollen, stellt sich unter anderem die Frage, wie man die zugewanderten „Juden“ an die Museen bindet, welche Themen sie interessieren und wie und welche Gegenwart des Judentums in Deutschland sie repräsentieren.

Zum anderen darf bezüglich der aktuellen Situation nicht unerwähnt bleiben, dass Migration zur allgemeinen Lebenserfahrung geworden ist. Dauerhafte Sesshaftigkeit gibt es nicht mehr. Zum Komplex der Globalisierung gehören die Pluralisierung von Identitäten und von Lebenskonzepten, Arbeits- und sonstige Migration und anderweitige transnationale Strömungen von Menschengruppen.

3. Tendenzen/Trends der wissenschaftlichen Forschung

Die Migrations- und Diasporaforschung erlebte in den letzten 20 Jahren ein intensives kulturwissenschaftliches Interesse. Die sog. postcolonial studies griffen soziopolitische Entwicklungen auf wie z. B. die identity politics der Bürgerrechtsbewegungen seit den 70er Jahren.

Bezüglich der Forschung zur Geschichte der Juden in Deutschland wurde das Stichwort der „situativen Ethnizität“ in Anlehnung an das amerikanische Konzept von „ethnicity“ und an den Identitätsbegriff der Birmingham School of Cultural Studies, maßgeblich geprägt von Stuart Hall, Ende der 90er Jahre in die Diskussionen eingeführt. Hinter dem Begriff verbirgt sich die Vorstellung, dass Gruppen die Bedingungen ihres Zusammenlebens ständig neu verhandeln und das Individuum eine Vielzahl von partikularen und situativen Identitäten ausbalancieren muss. Das Konzept bricht mit den Vorstellungen von einer geschlossenen Gemeinschaft, hier von der homogenen Gruppe der Juden, und hebt auf Partikularität sowie Pluralität ab.

Im Rahmen der „new Jewish cultural studies“ wurde jüdische Identität seit den 90er Jahren zunehmend als Diasporaexistenz definiert, wobei „Diaspora“ mit positiven Assoziationen und postmodernen Lebenskonzepten verbunden wurde. Als hybride Identität – nicht-national, nicht-genealogisch, nicht-religiös, sondern all dieses in einer dialektischen Spannung gegen- und miteinander durchbreche „Jüdischsein“ herkömmliche Identitätskategorien. Jüdische Identität stelle sich als Differenz dar, die sich kontinuierlich zwischen Ähnlichkeit und Anderssein bezüglich nationaler Identifikationen verhandelt.²

4. Musealisierung des Jüdischen

Museen wird oft eine identitätsstiftende Funktion zugewiesen. Am Beispiel der Musealisierung des Jüdischen ist zu erkennen, dass die Identitätsfrage und -suche Quintessenz des Ausstellens ist. Wer ein Jude, eine Jüdin ist, wie Judentum zu definieren sei – als Religion, Kultur, Nation, was jüdische Kunst ist, das waren die Streitpunkte im Zentrum der jüdischen Musealisierung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts.

Seit der Nachkriegszeit kann man meines Erachtens für Deutschland gewisse Phasen der Musealisierung des Jüdischen – je nach thematischen Schwerpunkten – erkennen. Übrigens erfolgte diese fast ausschließlich aus nichtjüdischer Perspektive. Die ersten Ausstellungen über jüdische Geschichte in Deutschland liefen in den 60er Jahren an. Zusammenfassen kann man die Präsentationen unter dem

Schlagwort der Beitrags- und Leistungsgeschichte ohne weitere Thematisierung des Nationalsozialismus („schweres Schicksal“). Ziel der Ausstellungen war es, Juden als Deutsche in das nationale Narrativ zu reintegrieren, vor allem den jüdischen „Beitrag“ für die deutsche Kultur zu würdigen.

Seit Mitte der 1980er Jahre begann das Interesse an der eigenen neuesten deutschen Geschichte. Schwerpunkt war nun die Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Der Holocaust rückte in das Zentrum vieler neu gegründeter Dokumentationsstätten und Orte jüdischer Geschichte in Deutschland. Das ist im Übrigen eine Tendenz, die Bernhard Purin in der eingangs zitierten Kritik vergaß zu erwähnen. Ende 1990er wurde dann wiederum eine Transformation Jüdischer Museen sichtbar. Man reklamierte, dass jüdische Geschichte nicht nur der Holocaust sei! Das wurde z. B. der Slogan für das neu errichtete Museum in Berlin (2001). Seitdem wird in Jüdischen Museen stärker die Gegenwart betont, jüdische Geschichte wird u. a. als eine exemplarische Diaspora- und Migrationsgeschichte präsentiert, was auch als Gegenbewegung zu verstehen ist zu der bereits genannten Tendenz, Juden quasi posthum in den Nationalstaat zu integrieren. Dieser Themenwechsel steht auch im Zusammenhang mit einem personellen Wandel in den Museen (mehr Juden und Jüdinnen, Generationswechsel)

Beispiele

Das Jüdische Museum München und das Jüdische Museum Berlin sind nicht nur, was ihre Präsentationen angeht, zu den „neuen Jüdischen Museen“ zu rechnen. Beide sind auch als einzige in Neubauten untergebracht. Während der Libeskind Bau in Berlin – realisiert in den 90er Jahren – hermetisch abgeriegelt zur Umgebung erscheint, öffnet sich das Münchner Museum – eröffnet im März 2007 – im städtebaulichen Ensemble zur Stadt hin.

Jüdisches Museum München

Mit dem Jüdischen Gemeindehaus und der Synagoge bildet das Museum ein Ensemble mitten in der Münchner Innenstadt. Die Architekten Wandel-Hoefler-Lorch bauten auch schon die neue Synagoge in Dresden. Die Integration des Museums in das Architekturensemble, quasi die Schaffung eines jüdischen Ortes inmitten der Stadt, ist für Jüdische Museen in Deutschland bisher einzigartig. Er verweist auf den veränderten gesellschaftlichen Kontext Jüdischer Museen in Deutschland, nämlich die Zunahme und stärkere Präsenz jüdischen Lebens in Deutschland in der Öffentlichkeit.

Die Synagoge besteht aus einem monolithischen Sockel (Erinnerung an den Tempel in Jerusalem) und aus einem filigranen, transluzenten Glaskörper, der an ein Zelt erinnert und damit an die Wanderschaft der Juden durch die Wüste. Damit greift die Architektur die beiden Pole Heimat und Exil auf. Das Museum signalisiert mit dem verglasten Erdgeschoss Offenheit. Es präsentiert sich als öffentlicher Raum.

„Stimmen_Orte_Zeiten – Juden in München“ heißt die permanente Ausstellung des Museums. Die Installationen der Dauerausstellung werden von den Kuratoren als Laboratorium und Plattform gedeutet, wo Fragen der Gegenwart und Zukunft aus dem Wissen der Vergangenheit heraus zur Diskussion gestellt werden. Die Leitfrage lautet: was bedeutet es heute, jüdisch zu sein in München?

Die Installation „Stimmen“ bildet den Auftakt der ständigen Präsentation. Die Stationen erinnern mit den

² Jonathan u. Daniel Boyarin, Diaspora: Generation and the Ground of Jewish Identity, in: Jana Evans Braziel/Anita Mannur (Hg.), Theorizing Diaspora. A Reader, Malden u. a. 2003, S. 85-118, S. 108-109.

Monitoren, zu denen man aufsieht, an einen Flughafen terminal, und damit an Situationen von Ankunft und in Bewegung sein. Die Installation will an die aktuellen Lebenswelten der Besucher anknüpfen. Erzählt wird eine Geschichte der Zuwanderung und des Ankommens. Die Hörstationen geben historische und zeitgenössische Zeugnisse über die eigene Ankunft oder die von Vorfahren in München wieder. Die Migrationserinnerungen aus verschiedenen Jahrhunderten ergeben eine Vielfalt der Stimmen. Die Gründe für die Zuwanderung Münchner Juden nach München sind ganz individuelle: Beruf, Liebe, Bildung, einfach Zufall. Manchmal zeigen die Motive aber auch, dass es sich bei der jeweiligen Person um einen Angehörigen einer Minderheit handelt, z. B. Hoffaktoren aus dem 18. Jahrhundert, fränkische und schwäbische Juden aus dem 19. Jahrhundert (kamen z. B. als Kreditgeber der bayrischen Fürsten), Zuwanderer aus Osteuropa Anfang des 20. Jh. oder sog. Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen SU.

Die zweite Installation „Orte“ besteht aus einem Stadtplan von München. Besucher sollen sich eine neue Topographie von der Stadt erschließen. Orte, die der ortsansässige Besucher mit eigenen Erinnerungen verbunden hat, werden durch andere Geschichten aus der Lebenswelt von jüdischen Münchnern neu in Bezug gesetzt und vom Besucher selbst eingezeichnet. (Vorgang der Exkavation) Ganz verschiedene Aspekte eines jüdischen Münchens werden beleuchtet. Die Orte auf dem Stadtplan sind mit Fotos verbunden. Auf den roten Stadtzeichen ist zu jeder Adresse die Geschichte eines Menschen lesbar. Wird das Zeichen auf dem Stadtplan aufgestellt, erscheint das dazugehörige Foto. Deutlich wird zum einen, dass das Leben jüdischer Münchner stets zwischen Anpassung an die Umgebung und Sicherung der eigenen Identität schwankt. Zum anderen thematisieren die Bilder unterschwellig die Schwierigkeiten der Identitätskategorien: wie lässt sich Jüdischsein erkennen? Oftmals gar nicht. Auch hier steht alt neben neu, Gegenwart neben Vergangenheit, privates Leben (z. B. Familienessen im Wohnzimmer) neben dem öffentlichen (Meisterfeier des FC Bayern 1932 mit ihrem Präsidenten Kurt Landauer) und religiösen Leben. Die Installation wurde vom Museum in die Stadt hineingetragen. Die Künstler Renata Stih und Frieder Schnock entwarfen den Stadtplan „Die Stadt als Text- Das Jüdische München“.

Jüdisches Museum Berlin

Das JMB – das erwähnte ich bereits – hatte von Anfang an Schwierigkeiten – aufgrund der dominanten Architektur Libeskind's, die von vielen als Holocaust-Gedenkarchitektur gelesen wird, sich als Jüdisches und eben nicht als Holocaust Museum öffentlich bekannt zu machen. Das Konzeptionsteam betonte positive Elemente deutsch-jüdischer Geschichte und setzte bewusst fröhliche Akzente in der Ausstellungsarchitektur, was auch kritisiert wurde.

Elemente von Diaspora und Migration werden im sog. Achsenbereich aufgegriffen. Die drei sich schneidenden Wege erzählen mittels Architekturerebnissen und zurückhaltender Präsentation persönlicher Dinge von kollektiven Erfahrungen der Emigration deutscher Juden während des Nationalsozialismus und von der Shoah, dem Holocaust.

Auf der Exilachse wird die Migrationsgeschichte der Familie Simon nachgezeichnet, die sich, erst als der Vater nach Sachsenhausen deportiert und dort schwer misshandelt worden war, nach seiner Freilassung 1939 quasi in letzter Sekunde zur Emigration nach Uruguay entschloss. Sie hatten Glück und konnten Deutschland noch verlassen.

Ausgestellt ist das Auswanderergepäck der Familie: neben dem Koffer als Chiffre von Migration, Flucht und Reise (und in Jüdischen Museen oft auch von Vernichtung) sieht man das Kaffeeservice, das die Familie als Andenken an das Leben in Deutschland mitnahm. Auch Memorabilia an die verstorbenen Eltern kamen mit nach Uruguay, dagegen aber nur einige wenige praktische Gegenstände. Der Zwang zur Flucht, um sein Leben zu retten, und die große Heimatverbundenheit, stehen im Mittelpunkt des Narrativs. Nach 24 Jahren in Südamerika kehrte das Ehepaar zurück und brachte auch die Gegenstände mit sich nach Deutschland.

Kurz erwähnen will ich noch den Garten des Exils. Auf dem schrägen, engen Stelenfeld verlieren die Besucher das Gleichgewicht, sie taumeln und schwanken alleine umher. Die Körpererfahrungen verweisen auf Erfahrungen von Unterwegssein, Nomadentum, Verlust (auch von Kontrolle) mit einhergehenden Gefühlen von Verunsicherung und Einsamkeit als eine universale Geschichte der Migration, als Erfahrungen, an die viele empathisch andocken können.

„So einfach war das“ – Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland seit 1945. 2006 wurde das Segment, das erst als Sonderausstellung in verschiedenen Jüdischen Museen lief, in die Dauerausstellung des Berliner Museums integriert.

Die Präsentation besteht aus Audiostationen. Juden und Jüdinnen der Nachkriegsgeneration erzählen anhand von Fotos ein Erlebnis aus ihrer Kindheit und Jugend in Deutschland verbunden mit Gefühlen von Fremdheit und Zugehörigkeit. Darunter ist die 1981 in St. Petersburg geborene Ekaterina Kaufmann, die als „Kontingentflüchtling“ nach Berlin kam, sowie der in Frankfurt aufgewachsene und heute in New York lebende Anwalt Zwi Wasserstein, der über seine Fotos erzählt: „Das Mädchen ist Seher Genç. Der Dinosaurier war ich.“ Andere Kinder fragen ihn schüchtern in der Umkleidekabine der Schwimhalle: Bist du wirklich Jude? Er fühlt sich bestaunt wie ein ausgestorbenes Tier, wie die Dinosaurierskelette im Museum. Das zweite Foto zeigt seine Spielkameradin Anfang der 60er Jahre. Sie war die Tochter türkischer Gastarbeiter. „Ich glaube, dass meine türkische Freundin kein Zufall war. Sie war [im Gegensatz zu den deutschen (nichtjüdischen) Familien und den jüdischen Familien] nicht befangen. Ihre Eltern waren nicht befangen. Ich musste mich nicht fragen, ob Herr Genç zufällig meine Großmutter ermordet hatte.“

Thematisiert werden das Leben und die Erfahrungen von Juden in Deutschland nach 1945. Es ist immer noch ungewöhnlich, dass Ausstellungen Jüdischer Museen die Geschichte jüdischen Lebens in Deutschland nach der Shoah präsentieren – und zwar nicht nur als Nachspiel. „So einfach war das“ beinhaltet die Geschichte von dem Münchner Professor Michael Brenner, aufgewachsen im oberfränkischen Weiden: „Von den fünf Parallelklassen einer Jahrgangsstufe waren vier katholisch – und in der fünften die Minderheiten versammelt“, heißt die Evangelischen und außerdem ein Muslim, ein neapostolischer Christ, ein Schüler mit dem Eintrag – „ohne Bekenntnis“ und Brenner, dessen Eintrag variierte von „mos.“ für mosaisch über „is.“ (israelitisch) – beides wurde missverstanden als „moslemisch“ und islamisch – hin zum unmissverständlichen „jüd.“ Die vier Exoten spielten während der evangelischen Religionsstunde eine Art interkonfessionellen Fußball, so Brenner. Die Geschichte junger Juden und Jüdinnen in Deutschland beinhaltet typische Minderheitenerlebnisse. Viele Erfahrungen decken sich mit denen anderer Migranten in Deutschland.

Die Installation zeichnet eine deutsche Gesellschaft, der die Anerkennung kultureller Vielfalt und verschiedener Erfahrungshorizonte Probleme bereitet.

Fazit

Die Museumspräsentationen haben mit dem neuen Paradigma Diaspora und Migration sinnvolle Anknüpfungen an die Gegenwart gefunden. In vielen Jüdischen Museen, in Hohenems und Berlin, gibt es z. B. Programme für Migranten aus der Türkei. Die jüdischen Diasporaerfahrungen werden als wertvoll für eine Welt entdeckt, in der kulturelle Vielfalt zur Normalsituation wird.

Jüdische Kultur, jüdisches Leben und Geschichte werden vermehrt als Erfahrungsgeschichten einer Minderheit gezeigt. Es wird deutlich gemacht, dass Jüdischsein variiert, dass es keine typischen Kennzeichnungen gibt und Identitäten sich zum Teil aus Fremdzuschreibungen bilden.

Mit den neuen Themen, mit der Zuwendung zur Gegenwart oder der Aktualitätsrahmung definieren sich die Jüdischen Museen neu als soziale Orte, als Forum und Plattform. Sie wollen weniger einen nostalgischen Rückblick in die unwiederbringliche Vergangenheit ermöglichen, als dass sie vielmehr Ausblicke auf plurale Lebensformen geben sowie gesellschaftliche Transformationen, Diskontinuitäten und Aufbrüche einfangen.